

Luise F.
Pusch
Sonja

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 688

Sonja, 1981 unter dem Pseudonym Judith Offenbach erstmals erschienen, erzählt die Geschichte der Liebe zwischen Sonja und Judith in den Jahren von 1965 bis 1976. Sie probieren ein »normales« Leben zu zweit, das doch von vornherein ausgeschlossen ist.

Die »Melancholie für Fortgeschrittene« ist das Protokoll einer Trauer, der nicht spektakuläre, sehr detaillierte Bericht über den verborgenen Alltag lesbischer Paare und das Leben mit einem behinderten Menschen.

Luise F. Pusch
Sonja

*Eine Melancholie
für Fortgeschrittene*

Mit einem Vorwort
der Autorin

Suhrkamp

8. Auflage 2022

Erste Auflage 1980

suhrkamp taschenbuch 688

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1980

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37188-6

Vorwort

An diesem Bericht über die unerträgliche Schwierigkeit des Lesbischseins vor, während und nach der 68er »Sexualrevolution« habe ich über drei Jahre lang, 1976 bis 1979, geschrieben. Das ist eine kleine Ewigkeit her, und ich bin heute nicht mehr die verzweifelte und verängstigte junge Frau, die ich damals war, sondern eher eine gereifte und gestärkte Matrone. Dies als Warnung an Leserinnen, die sich – wie damals des öfteren geschehen – beim Lesen in die Autorin verlieben und sie aus ihrem Elend erretten wollen. Daß ich meinen persönlichen Kummer relativ gut überlebt habe und mich zu einer energischen Streiterin für die Sache der Frauen fortentwickeln konnte, verdanke ich auch dem langen Prozeß des Aufschreibens und der ständigen Ermutigung durch meine Freundin Swantje Koch-Kanz (Julia) und meinen Analytiker Hans Ulrich Müller, der im vergangenen Jahr viel zu früh gestorben ist. Beiden habe ich das Buch damals gewidmet. Es war mir wichtig und schien mir stimmig, diese Lesbengeschichte einer Heterofrau und einem heterosexuellen Mann zu widmen – will sagen: Es kommt nicht auf das Geschlecht oder die sexuelle Präferenz an, sondern auf den Charakter und darauf, wie wir miteinander umgehen.

Es gab viele Motive für das Schreiben; mit das wichtigste war wohl der Wunsch, die bedrückenden Zustände zu ändern und überhaupt zu verstehen, was geschehen war.

1981 wurde das Buch unter dem Pseudonym Judith Offenbach veröffentlicht. Über meine Beweggründe für das Pseudonym habe ich mich ausführlich in dem Interviewband *Ladies first* geäußert.¹

Jetzt erscheint *Sonja* erstmals unter meinem richtigen Namen, und ich mache mir seit Monaten Gedanken, was ich dazu sagen möchte. Schließlich warf ich alle Entwürfe in den (elektronischen) Papierkorb. Statt nun wieder lange Erklärungen abzugeben (das Buch enthält schon genug), will ich lieber eine Geschichte erzählen.

Im Mai 1996 waren meine Lebensgefährtin und ich zu einer Hochzeit eingeladen. Es war eine – für US-amerikanische Begriffe – kleine Hochzeit: Nur 250 geladene Gäste. Nach dem

üppigen Dinner spielte die Band zum Tanz auf. Zwar war die Tanzfläche einigermaßen belebt, aber die meisten Gäste blieben an ihren Tischen sitzen. Männer tanzen eben nicht gern, und Frauen dürfen Männer nicht zum Tanzen auffordern. Daß Männer ungern tanzen, hat mit Homophobie zu tun: »Die Männlichkeit der meisten Männer wird definiert über eine bestimmte Art, sich zu bewegen, sehr steif und ausdrucksarm. Der Tanz verrät all das.«²

Plötzlich zog meine Partnerin mich auf die Tanzfläche: »Let's try a little gender-bending!«³ Und wir begannen zu tanzen. Ich hatte schwere Bedenken, aber es machte mir auch großen Spaß; ich tanze so gern mit ihr. Zu meiner Überraschung kamen jetzt nach und nach immer mehr Frauen auf die Tanzfläche und tanzten miteinander. Wir beide hatten »den Bann gebrochen«. Es bedurfte nur eines winzigen Anstoßes, um die Frauen scharenweise aus ihrer ängstlichen Reserve zu locken. Sicher waren nicht viele Lesben unter ihnen; die meisten hatten unser Tun vermutlich als Notwehr gegen männliche Tanzmuffelei interpretiert. Wie auch immer, zwei Lesben, die es satt hatten, dem Heterosexismus des Gesellschaftstanzes zu gehorchen, hatten zahllosen anderen Frauen zu mehr Spaß an der Veranstaltung verholfen, zu mehr Nonchalance gegenüber einengenden, frustrierenden Konventionen. Und das während einer Hochzeit!

Leider tanzten aber keine Männer miteinander.

Nachdem ich *Sonja* veröffentlicht hatte, bekam ich viele Briefe von Frauen, die sich bestimmte Dinge aus dem Buch zum Vorbild nahmen. Etliche zum Beispiel setzten eine Anzeige in die *Emma*, andere fingen an, ihre »intimsten« Erlebnisse aufzuschreiben und öffentlich zu machen, andere gingen in eine Lesbengruppe.

Wenn eine etwas tut, das Mut verlangt, und sie kommt damit ganz gut durch, trauen sich andere, es ihr nachzumachen, und wieder andere, es diesen nachzumachen; es zieht immer weitere Kreise. So entsteht (Frauen-)Bewegung und Veränderung. Auch ich habe mich nur getraut, weil andere vorangegangen waren.

Deshalb möchte ich jetzt, 22 Jahre nach Beginn des Schreibens bzw. 17 Jahre nach der Erstveröffentlichung von *Sonja*, endlich den letzten Schritt in diesem sicher größten und folgenreichsten Wagnis meines Lebens tun und mein Pseudonym lüften. Die meisten Leserinnen, die die Arbeiten von Luise F. Pusch kennen,

wissen nichts von dem Buch *Sonja* und den kaum erträglichen Zuständen, die es dokumentiert. Und diejenigen, die wissen, daß die feministische Satirikerin und Sprachwissenschaftlerin Luise F. Pusch mit Judith Offenbach, der Autorin dieses »langen traurigen Lesbianromans«, identisch ist, finden die Identität meistens schwer nachvollziehbar. Eine Studentin, die ihre Magistra-Arbeit über *Sonja* schrieb, meinte sogar, es sei sehr schade, daß diese Judith Offenbach nicht mehr vom Witz einer Luise F. Pusch hätte.

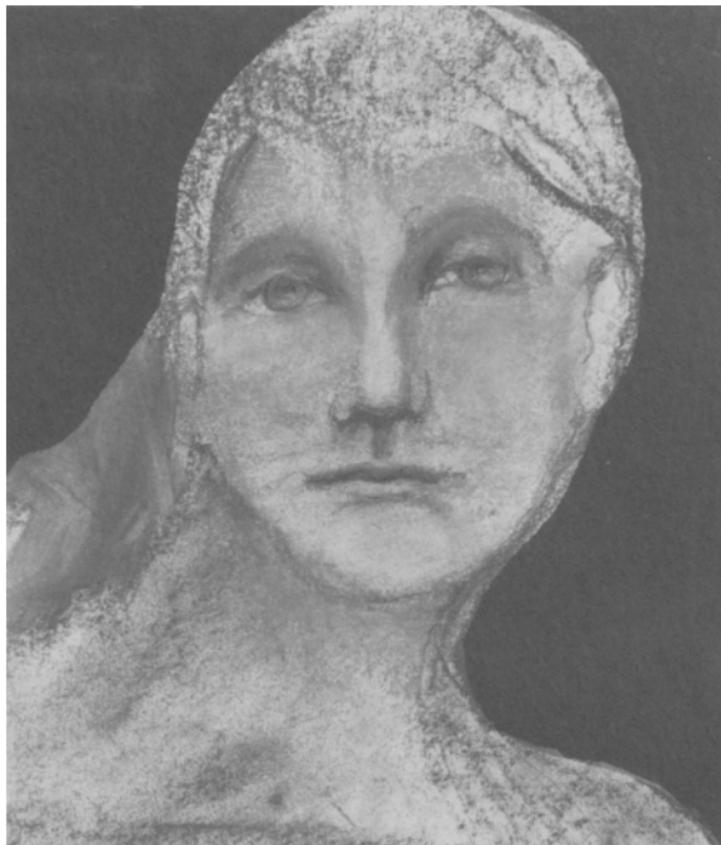
Ich selber halte es mit Tschechow, der darauf bestand, daß seine Theaterstücke Komödien seien, während die andern sie eher für Tragödien hielten. Ich finde, daß *Sonja* *auch* ein komisches Buch ist. Denn obwohl (oder weil) *Sonja* und ich nicht viel zu lachen hatten, haben wir doch viel gelacht.

Ich widme diese Neuveröffentlichung in Dankbarkeit meiner hinreißenden Tanz-Partnerin aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, Joey Horsley. Ohne die Frauenbewegung hätte ich sie 1985 nicht kennengelernt, und ohne sie wüßte ich nicht, wie wunderbar das Leben sein kann, sogar, und vor allem, für Lesben.

Luise F. Pusch
Hannover, Februar 1998

Anmerkungen

- 1 Pusch, Luise F. 1993. Ladies first: Ein Gespräch über Feminismus, Sprache und Sexualität. Reihe »Wortmeldung« Band 2. Bamberg. Palette.
- 2 »Most men's masculinity is defined by a certain way of moving – very rigid and very inexpressive. Dancing betrays all that.« Blumenfeld, Warren J. Hg. 1992. Homophobia: How we all pay the price. Boston. Beacon Press. S. 36
- 3 Auf deutsch, in sehr freier Übersetzung: »Komm, versuchen wir mal eine Geschlechtsrolle rückwärts!«



»Was hast du?« rief er. »ein gebrochenes Herz? Ich, ich habe Senkfüße, Kopfschorf, eine Schrumpfniere, zerrüttete Nerven *und* ein gebrochenes Herz! ... Und das ist das einzige, was du als Gewißheit nach Hause trägst: eine Melancholie für Fortgeschrittene – denn kein Mensch wird je eine größere Wahrheit finden als seine Niere es ihm erlaubt.«

Djuna Barnes, *Nightwood*

Erster Teil

Heute ist der 24. August 1976. Es ist spät nachts, Viertel vor zwölf. Giovannas Geburtstag. Ich habe, eigentlich, nicht richtig gearbeitet, sondern hauptsächlich abgenommen. Seit einer Woche faste ich, für meine Begriffe (ich mache so eine 1000-Kalorien-Diät). Vor drei Tagen »zeigte die Waage einen Gewichtsverlust« von drei Pfund, heute nur noch zwei Pfund. Das hat mich so deprimiert, daß ich keine Lust/Kraft/Zuversicht zum Arbeiten mehr hatte.

Ich arbeite an meiner Habilschrift über Hildegard von Bingen. Gestern habe ich mich quasi auf einen Lehrstuhl für Mediävistik in Utrecht beworben. Ich habe Angst davor, eventuell in Utrecht Professorin sein zu müssen. Aber in einem Jahr hört mein Stipendium auf. Die Lage, so liest man überall, ist schlecht für den wissenschaftlichen Nachwuchs, und man muß sich rechtzeitig umsehen, bewerben etc.

Jetzt hat mein anfängliches Herzklopfen etwas nachgelassen. Ein Buch schreiben zu wollen ist für mich vor allem ein ehrgeiziges Unternehmen, und Ehrgeiz ist bei meinem Thema überhaupt nicht am Platz. Mein Ehrgeiz hat glaube ich mit dazu beigetragen, daß Sonja sich das Leben genommen hat. Und dieses Buch soll über Sonja sein, über mein Leben mit Sonja.

Ich habe keinen Plan für dieses Buch. Ich weiß nur, daß es ein Buch werden wird – jedenfalls gibt es über Sonja sehr viel zu sagen, zu viel, als daß es in einer Erzählung Platz hätte. Früher habe ich ein paar Kurzgeschichten geschrieben. Ich war 24 und lebte mit Sonja zusammen im Studentenheim. Die Geschichten waren vielleicht nicht so schlecht; es interessierte sich aber niemand dafür. Ich habe sie, in meinem Ehrgeiz, an renommierte Verlage geschickt: S. Fischer, Rowohlt, Hanser, Limes, Diogenes, Wagenbach, Suhrkamp, Kiepenheuer und Witsch.

Es ist heute in der Literatur üblich geworden, im Roman oder was es nun jeweils ist, über das Schreiben und die persönlichen Beweggründe zum Schreiben, die Zweifel an der Richtigkeit dieses Tuns überhaupt, zu reflektieren. Letzte Woche las ich in einer Rezension über Härtlings neues Buch, daß er das pausenlos tue. Ich muß mir das Buch mal ansehen, vielleicht gibt es ein gutes

Muster ab für das, was ich schreiben will. Ich habe nämlich auch einen Text einzuarbeiten, so wie Härtling den Hölderlin-Text hatte. Mein Text ist Sonjas Nachlaß, die Bruchstücke ihrer Dissertation über Djuna Barnes. Diesen Nachlaß haben Freunde aus dem Müll gerettet (der Müllmann hatte mehr Verständnis dafür als Sonjas eigene Mutter), und ich verwalte ihn jetzt. Zur Zeit liegt er in einem großen Umzugspappkarton im Keller meiner Eltern, eine Tagesreise von hier. Ich wohne im Moment in Basel. Ich habe den Nachlaß im März gesichtet, einen langen Nachmittag lang, aber ich mußte dabei so sehr weinen, daß ich es besser fand, das alles erstmal zuzuschnüren und später wieder daranzugehen. Dieser Nachlaß ist also so eine Art Anlaß für mich, dies Buch zu schreiben. Eine wissenschaftliche Publikation kann man daraus nicht machen. Ich kann es jedenfalls nicht. Ich hätte Angst, wieder zu viel von mir, meinen Ansichten, meiner Routine hineinzutragen, so wie ich es früher schon mit Sonjas Arbeiten für die Uni getan habe.

Sonst mag ich eigentlich die Beweggründe meines Schreibens nicht analysieren, so als Block vorneweg. Ich mag auch nicht über stilistische Fragen nachdenken, jedenfalls nicht hier auf dem Papier. Vielleicht weil ich es »privat« sowieso dauernd tue. Diese Fragen werden von selbst immer wieder auftauchen, untergründig oder auch offen.

Ich kann es nicht ertragen, daß Sonja einfach so weg ist. Ich möchte ihr mit diesem Buch ein Denkmal setzen.

In den vergangenen Monaten habe ich nicht viel über Sonja nachgedacht, aber ich habe viel gefühlt, wiedererlebt, in der Erinnerung wiedergesehen. Diese Erinnerungen überfielen mich. Überall und immer war ich ihnen ausgeliefert. Sie taten sehr weh. Vielleicht sind nur solche Erinnerungen schön (falls es sich um schöne handelt), die prinzipiell wiederholbar sind. Diese Erinnerungen sind es nicht, denn Sonja ist tot. In der Nacht vom 2. zum 3. März hat sie sich vom Rollstuhl aus in die Elbe gestürzt, in Wedel, an der Hafenanlage mit einem für sie zugänglichen, befestigten Ufer. Es war eiskalt damals. Neben dem Rollstuhl fand man einen Haufen Zigarettenstummel und eine leere Whiskyflasche. Die Flasche ist für mich noch eine irgendwie tröstliche Vorstellung, aber die Zigaretten zeigen ja nur, wie lange sie da gesessen hat, mit diesem entsetzlichen Entschluß im Herzen. Wenn sie nun, nach dem Sprung ins Wasser, ihren Entschluß rückgängig

machen wollte? Sie konnte es nicht, weil sie gelähmt war. Wahrscheinlich aber wollte sie das nicht. Sie hat mir oft von ihrem ersten Selbstmordversuch erzählt, als sie neunzehn war. Sie sprang nachts, im Dezember 1962, von einer Mauer in Köln. Nach sechs Stunden Bewußtlosigkeit wachte sie auf, entsetzt darüber, daß sie nicht tot war. In ihrer Handtasche hatte sie Schlaftabletten, und die hat sie trocken runtergewürgt. Später dann wachte sie im Krankenhaus auf – und war querschnittgelähmt.

Seit einer Woche etwa habe ich ein bißchen mehr Distanz zu Sonjas Tod. Wie das gekommen ist, weiß ich nicht genau. Aber wenn es nicht so wäre, könnte ich gar nicht darüber schreiben.

Wir haben uns geliebt. Sieben Jahre haben wir zusammengelebt, zweieinhalb Jahre im Studentenheim, viereinhalb Jahre in unserer Anderthalb-Zimmer-Wohnung in der Rutschbahn. Im Herbst 1973 trennte ich mich von ihr und zog nach Bremen. Da beging sie ihren zweiten Selbstmordversuch, mit Schlaftabletten, in der Haseldorfer Marsch. An einer Stelle, wo ein vorzeitiges Auffinden in der Nacht sehr unwahrscheinlich war. Sie wurde aber doch gefunden, und die Ärzte brachten sie ein zweites Mal durch. Ich besuchte sie im Krankenhaus, als sie wieder halbwegs ansprechbar war. Als sie mich sah, sagte sie: »Jetzt bleibst du aber doch bei mir?« Ich wollte mich nicht erpressen lassen, und »alle Welt«, auch die Ärztin, hatte mich in dieser Haltung bestärkt. Also sagte ich nein. Hätte ich mich nicht an Bella gebunden gefühlt, hätte ich das nicht gekonnt. Aber mein Gefühl für Bella war damals so heftig, trotz meiner Trauer um und mit Sonja, daß ich nicht bei Sonja bleiben wollte. Sonja war fassungslos über meine Herzlosigkeit, drehte sich abrupt weg, fing furchtbar an zu weinen und hatte nur noch einen Gedanken, den sie auch immer wieder aussprach: »Dann werde ich es eben wieder tun, bis es endlich klappt. Warum lassen einen diese verdammten Ärzte nicht in Ruhe sterben? Glaubt ihr denn, es ist schön, sich immer wieder das Leben zu nehmen, und dann klappt es nicht? Wenn du schon nicht bei mir bleibst, dann hilf mir wenigstens, daß es endlich klappt!«

29. August 1976

Eben habe ich »La Clemenza di Tito« über Kopfhörer gehört und gleichzeitig auf Band mitgeschnitten. Titus interessiert mich zwar auch, man kriegt ja die Oper selten zu hören, aber vor allem wollte ich Tatiana Troyanos in der Rolle des Sextus hören. Es war ein Premierenmitschnitt von den diesjährigen Salzburger Festspielen, und vielleicht war sie aufgeregt. Jedenfalls war ich zuerst enttäuscht. Anfangs hatte ich das Gefühl, da singen ja *nur* Mezzosoprane, und wo ist sie denn in dem ganzen Gewirr? Eigentlich erkenne ich ihre Stimme sofort, das exaltierte Vibrato und diese so besonders sinnliche Tiefe (ganz anders als z.B. Teresa Berganza oder Fiorenza Cossotto. Die sind hervorragend, aber sie sprechen mich nicht sinnlich an). Ich hatte kein Textbuch, kannte den Inhalt nur aus meinem dummen Opernführer (schleunigst vergessen), und so war ich verwirrt, bis diese Arie mit Soloklarinette kam. Entweder hatte sie da »zu sich gefunden« oder sie war vorher überhaupt nicht aufgetreten – oder nur, um ohimè auszustoßen. Von da ab war sie voll da und beherrschte mit ihrem exaltierten Temperament und ihrer sinnlichen Intensität die Szene, erntete auch den meisten Applaus zu meiner Befriedigung. Sonja war immer ziemlich nachsichtig, was meine Schwärmerei für Tatiana Troyanos betraf. Sie teilte sie nicht, fand aber die Troyanos auch »prickelnd«. Zum erstenmal sahen wir sie 1970 im Rosenkavalier, wo sie den Octavian sang. Eine für damalige (oder meine damaligen) Begriffe kühne Inszenierung; Octavian liegt nämlich zu Beginn des ersten Aktes zärtlich mitten auf dem Bett der Marschallin, und die beiden küssen sich und tändeln miteinander, daß es eine Freude ist. Sonja und ich waren uns da völlig einig und sehr vergnügt an diesem Abend. Wir haben den Rosenkavalier noch oft gesehen, leider nicht immer mit der Troyanos. Auch als Komponist in der Ariadne hat sie uns nicht enttäuscht. Als Clairon dagegen war sie lahm (erotisch gesehen). Es war eben leider keine Hosenrolle. Als Cherubin habe ich sie nur auf Platte gehört, nicht gesehen. Die beiden Cherubin-Arien habe ich so oft gehört, daß Sonja doch manchmal eifersüchtig wurde. Eifersucht war oft ein Spiel zwischen uns. Die Regeln waren beiden bekannt, und sie wurden nur im Notfall überschritten. Oft habe ich Sonja

damit geneckt, daß ich, wenn ich sie umarmte und küßte, wie aus Versehen an mich selbst geriet; z.B. nahm ich ihre Hand in meine, küßte eingehend ihren Unterarm, kam auf den Handrücken und landete schließlich selbstvergessen auf meiner Hand, woraufhin sie mir sofort den obligaten zärtlichen Klaps gab. Für mich war es wirklich nur ein Spiel, aber Sonja schien es tatsächlich nicht zu mögen, wenn ich mich selbst küßte statt sie. Der Klaps war zärtlich und mit-spielerisch, aber der Unmut war doch sehr echt. Richtig habe ich es nie verstanden, warum – denn es machte mir natürlich keinen besonderen Spaß, mich selbst zu küssen.

Kennengelernt haben wir uns über ein Spiegelei, aber unsere Liebe, anderthalb Jahre später, begann über die Musik, die Violinkonzerte von Bach. Sonjas erster Anlauf, mir mit Wagner zu kommen, klappte nicht. Ihr Apparat war erbarmungswürdig schlecht, und Wagner mochte ich damals noch nicht. Erst später (Demokratie in der Ehe) habe ich mich darauf einstellen gelernt.

Mit dem Spiegelei war es so: Im Sommer 1965 war Sonja in das Studentenheim eingezogen, ins Parterre natürlich. Ich wohnte im ersten Stock. Beide waren wir Nachteulen. Ich ging selten vor drei Uhr zu Bett; sie ging, wenn man ihr glauben soll, überhaupt kaum je zu Bett. Was sollte sie da auch damals: vor Schmerzen in den Füßen, im Rücken und in den Beinen konnte sie sowieso kaum einschlafen, und wenn doch einmal, wachte sie alsbald durch einen Spasmus wieder auf. »Spasmus sein«, nannten wir das später. Jedenfalls waren mir eines Nachts die Zigaretten ausgegangen, ich ging runter zum Automaten, und da saß Sonja in der offenen Küche und brutzelte sich ein Spiegelei. Ich hatte von meiner Freundin Judith schon eine Menge gehört über das tolle Mädchen, das unten neu eingezogen war. Ich war fast eifersüchtig, so voller Lobes war Judith gewesen, und vorher hatten wir beide allein sozusagen immer Front gemacht gegen den öden Studentenhaufen um uns herum. Das macht stark und tut wohl, wenn man sich als Außenseiter fühlt. Nun sollte es da also Sonja geben, ein Wesen, das aussah wie ein Engel und dieselben Bücher, Bilder und Platten liebte wie Judith und ich. Man hörte aber auch über sie, daß sie unmotiviert Schreikrämpfe bekam, statt sich zu freuen über einen Rosenstrauß oder ein Paket Bücher, Sendungen von einem Deutschlehrer, der sie liebend verehrte (die Geschichte erfuhr ich erst später). Da saß sie nun mit ihrem Spiegelei, und ich ging hin und guckte mir das an. Damals siezte man sich

noch unter Studenten. Ich war schüchtern und neugierig, Sonja bestimmt auch. Sie hatte das Gelbe von ihrem Ei sorgfältig kaputtgemacht und briet es nun auch noch auf der anderen Seite – ein echtes Spiegelei à la Judith, *meine* Spezialität. Ich sagte wohl, es fehlte vielleicht noch Cayennepfeffer; damals tat ich auf alles Cayennepfeffer, sogar auf Marmelade. Natürlich machten wir noch ein Spiegelei dazu und aßen dann zusammen auf ihrem Zimmer, nach dieser erfreulichen Entdeckung der ersten Gemeinsamkeit. Ob wir uns in der Nacht noch lange unterhalten haben, weiß ich nicht mehr, aber ich glaube schon. Später jedenfalls war es immer so: Wenn wir erst einmal angefangen hatten zu reden, hörten wir lange nicht auf. Wir konnten uns kaum voneinander trennen, und da gab es zum Glück die Zigaretten und den beliebig wiederholbaren Satz: »Rauchen wir noch eine, und dann gehen wir zu Bett.«

Wie gesagt hatte sie damals noch ihre Spasmen, und ich mußte mit ansehen, wie immer wieder ein Bein hochzuckte und den kleinen leichten Studenten-Arbeitstisch mit hochzucken ließ, indem es dagegen stieß. Dann flogen wohl auch mal Weingläser und volle Teetassen um und ergossen sich auf Papiere und Bücher. Meine ersten Gefühle für sie waren Mitleid, schreckliches Mitleid, Bewunderung für ihre Nonchalance, mit der sie das alles hinzunehmen schien, aber auch erschrecktes Befremden über ihren Zynismus im Umgang mit sich selbst. Zum Beispiel fuhr sie »wie eine gesengte Sau« mit ihrem Auto durch die Gegend. Es schien ihr absolut egal zu sein, ob ihr etwas passierte. Was mich damals moralisch entrüstete, war der Eindruck, daß ihr auch ihre Mitfahrer und die anderen Verkehrsteilnehmer egal waren.

Als ich Sonja auf diese Weise kennenlernte, war ich noch unglücklich in Astrid verliebt, seit zwei Jahren. Ein Jahr hatte ich Astrid erfolglos verehrt in meiner schüchternen verkrampften Weise, schließlich hatte sie diesem unausgesprochenen Werben nachgegeben und sich meiner erbarmt. Dann kam aber ihre richtige Freundin aus den Ferien zurück und machte ihre Rechte geltend, stelle ich mir vor. Jedenfalls bekam ich schon nach einer Woche den Abschied, und nun litt ich da an meinem Liebeskummer, Tag und Nacht, und kam einfach nicht davon los. Eine Art Besessenheit, wie eigentlich immer bei mir bis dahin. Ich betete häufig, ich möchte doch von diesem elenden Fluch befreit werden. Nebenbei knackte derweil das Bett, denn Astrids Freundin wohnte

neben mir (um ehrlich zu sein: ich war sogar extra, aus sicherer Entfernung, dahingezogen aus dem Parterre). Astrid war schon aus dem Heim ausgezogen, kam aber dauernd zu Besuch.

Sonja war für mich ein Lichtblick, weil ich spürte, daß ich mich so weit für sie interessierte, daß ich mich vielleicht neu verlieben konnte. Als ich das fühlte, war ich unendlich froh und erleichtert. Es kreisten nicht mehr alle Gedanken um Astrid, nutzloser- und quälenderweise.

Irgendwie kamen wir in der ersten Zeit auch mal auf Eierstöcke zu sprechen. Sonja gab mir vielleicht den Rat, ich sollte mich untenrum warm anziehen, es drohe sonst eine Erkältung der Eierstöcke. Ich sagte, meine Eierstöcke interessierten mich wahrhaftig einen Dreck. Es war als Botschaft gemeint, und sie verstand es sicher auch sofort. Sie fing nämlich bald an, mir von ihrer Deutschlehrerin zu erzählen, die sie als Schülerin sehr geliebt hat (die Frau war fünfzig, und ich fand das schon merkwürdig, Sonja aber überhaupt nicht). Natürlich erzählte sie das nicht gleich so platt; sie ließ es mehr bewußt durchblicken, sicher auch, um mich zu testen. So schufen wir in unseren Unterhaltungen ein erotisches, aber unverbindliches Klima. Wenn ich mich auf Antrieb in Sonja verliebt hätte, wäre ich wahrscheinlich deutlicher geworden; und sie wartete wohl nur darauf, aus Abenteuerlust, nicht weil sie in mich verliebt gewesen wäre. Sie hing viel mehr an Judith als an mir, denn Judith hatte alles, um sie aufzubauen: Sie bewunderte und bemutterte Sonja, war selbstlos, munter, unternehmungslustig, hinreichend versnobt und liebevoll. Immerhin war sie auch zehn Jahre älter als wir. Ich dagegen wollte eigentlich immer am liebsten selbst bewundert und bemuttert werden und stand lange ein bißchen außerhalb dieser innigen Freundschaft zwischen Sonja und Judith. Da ich in beide nicht verliebt war, empfand ich es als nicht so störend, zumal wir auch dauernd zu dritt alles mögliche anstellten, zusammen kochten und in Theater-Spätvorstellungen gingen und Wein tranken. Außerdem sagte Judith auch öfter heimlich zu mir, daß ich ihr ja viel mehr bedeute, eigentlich, aber Sonja wäre doch so süß und so arm dran, und das verstünde ich doch? Ich verstand und war so ganz zufrieden. Meine quälende Leidenschaft galt weiterhin Astrid; sie wurde jetzt aber gelindert durch Sonja und Judith, mit denen ich so gern zusammen war und die mich deutlich auch sehr mochten. Von Astrid hatten beide keine Ahnung.

30. August 1976

Heute vor drei Jahren waren Sonja und ich in Florenz, zweite Station unserer ersten und letzten großen gemeinsamen Reise. Nein, es war die dritte Station; vorher waren wir in München und Verona. Nur einmal hatten wir vorher zusammen Urlaub gemacht, im Herbst 68, drei Wochen Büsum. Es regnete viel; Sonja las für irgendein Seminar Fontanes »Vor dem Sturm« und stöhnte darüber, aber zähe und pflichtbewußt biß sie sich hindurch. Ich entwickelte in der Zeit meinen Zeitungstick. In irgendeinem Buch »Zur Technik des wissenschaftlichen Arbeitens« hatte ich gelesen, man könne interessante Zeitungsausschnitte mit Hilfe eines ausgeklügelten Karteisystems katalogisieren und für eventuelle spätere Verwendung jederzeit greifbar machen. Diese harmlose Anregung baute ich nun zu einem meiner manischen Systeme aus. Ich las und katalogisierte viele Stunden pro Tag, hauptsächlich die Feuilleton- und Literaturbeilagen der »Zeit« und der »Welt«. Warum tat ich das? In diesen drei Wochen waren Sonja und ich ganz allein; niemand konnte unserer »verbotenen Liebe« nachspionieren, wie wir es im Studentenheim ständig befürchteten. Im Rausch unserer ersten Liebe sind wir deshalb zweimal in ein Hotel gegangen, weil wir uns endlich einmal ungestört in einem großen Doppelbett lieben wollten. Die Betten im Studentenheim waren 80 cm breit, Doppelzimmer gab es nicht, und die Wände waren sehr dünn. In Büsum hatten wir das ersehnte Doppelbett, aber wir liebten uns kein einziges Mal. Unser Zusammengehörigkeitsgefühl war stark und absolut, aber die körperliche Liebe zwischen uns war eingeschlafen. Ich frage mich so oft, wie es dazu gekommen ist. Das Schlafzimmer in Büsum war im ersten Stock (Freunde hatten uns ihr Ferienhaus zur Verfügung gestellt). Sonja hätte auch unten auf dem Sofa schlafen können, aber dann wären wir getrennt gewesen. Also jeden Abend die Quälerei, sich Stufe um Stufe mit den Krücken nach oben zu stemmen. Ich immer direkt hinter ihr, um aufzupassen, daß sie nicht stürzte. Oben angekommen, schaffte sie es gerade mit letzter Kraft bis zum Bett, körperlich völlig fertig. Wenn vielleicht vorher eine erotische Stimmung zwischen uns aufgekommen war, so war sie spätestens nach diesem allabendlichen Kraftakt kaputt.

Sonja war krank, Patientin, ohnmächtig und hilflos, und ich war ihre Krankenschwester. Dort oben, ohne Rollstuhl, war sie ans Bett genagelt, und ich mußte sie bedienen, ihr den Nachtopf hinstellen, Wasser bringen. Wir legten uns zu Bett, Sonja schlief bald ein vor Erschöpfung, und ich las noch lange. Wir gaben uns wohl nur den Gewohnheits-Gutenachtkuß. Ich hatte noch viel Zärtlichkeit für Sonja in der Zeit, Gefühle der Fürsorge und des Beschützens, aber von Begierde war keine Spur mehr. Daß damals schon etwas Entscheidendes zwischen uns kaputt war, ist mir aber nicht richtig klar geworden. Meine Bedürfnisse nach körperlicher Liebe waren überhaupt immer sehr eigenartig gewesen; eigentlich habe ich erst durch Bella natürlich damit umzugehen gelernt, und da war ich schon dreißig. Meine Liebe zu Sonja spielte sich viel mehr im Kopf ab: Ich liebte sie, soviel wußte ich; jedenfalls kam ich auf keine andere Vorstellung über die Natur unserer Beziehung. Und zur Liebe gehört natürlich auch das Sexuelle, so dachte ich wohl zu Anfang. Und da ich sie im Kopf so sehr liebte, stürzte ich mich körperlich auf sie mit einer (mir selbst und ihr vorgespielten) Intensität, die sogar anfangs zu drei Brüchen zwischen uns führte. Nach diesen drei Brüchen war unsere Beziehung dann gefestigt, zementiert möchte man fast sagen, aber meine sexuellen Bedürfnisse waren geschwunden oder im Schwinden.

Diese komischen drei Wochen in Büsum – wir langweilten uns eigentlich schrecklich. Oktober: das Wetter war grau; oft regnete es. Wir hatten zum erstenmal die Chance, miteinander allein zu sein, und haben sie gründlich vertan. Die Belastung, die mit diesem Bewußtsein verbunden war, daß wir die einmalige Chance nutzen mußten, war zu groß für uns. Was macht man mit einem Rollstuhl am Meer? Man schiebt die zwei Kilometer Strandpromenade auf und ab. Manchmal schob ich Sonja auch auf das nasse harte Watt hinaus, aber wie sich später herausstellte, hat das den teuren Rollstuhl ruiniert, dem das Salzwasser nicht bekam. Die Natur fiel also flach. Büsum selbst: ein trauriges Fischernest. Das Beste war noch die Pommes-frites-Bude am Hafen: die leckersten Pommes frites meines Lebens. Überhaupt verlegten wir uns in dem wilden Entschluß, die Sache nun auch zu genießen, hauptsächlich aufs Essen und Trinken. Viel Geld hatten wir aber nicht mit unseren beiden Stipendien. Wenn wir in ein Restaurant gingen, war ein Pharisäer schon ein Luxus, kostete wohl auch fünf

Mark. Etwa zweimal pro Woche leisteten wir uns ein Rumpsteak – das mochte Sonja so gern. Damals, glaube ich, entwickelte sie sich zur Köchin, worin sie es dann im Laufe der Zeit zu immer größerer Perfektion brachte. Ich hatte aber bei Rumpsteaks vor allem die Vorstellung, daß ich dafür ja schon fast ein Taschenbuch kaufen könnte.

Und was macht man in Dithmarschen im Oktober? Keine vernünftige Großstadt weit und breit, kein Theater, kein Konzert, nichts Rechtes im Kino. Fuhren wir also mit dem Auto durch die Landschaft, nach Wesselburen, St. Peter Ording, Friedrichstadt, Husum, Seebüll. Hebbel mochte ich noch nie und Storm auch nicht, aber das waren nun mal die Dichter der Gegend. Nolde mochten wir damals auch nicht, aber mehr Kulturelles gibt es anscheinend in Dithmarschen nicht, und nachdem die Liebe und das Essen nicht so richtig funktionierten, strebten wir eben nach kultureller Überhöhung unserer »einmaligen Chance«. Ja, den Eiderdamm gab es noch, ein bewundertes Bauwerk, damals noch nicht fertig. Ich konnte hinaufsteigen, und Sonja mußte unten sitzenbleiben. Und in Wesselburen das Hebbelmuseum: ich konnte in den ersten Stock gehen und mir die Bibliothek ansehen, während Sonja unten lustlos zwischen den Handschriften und anderen Erinnerungstücken herumrollte. Ob wir uns da ins Gästebuch eingetragen haben?

Ich kaufte mir in Wesselburen eine Hebbelmonographie der Sammlung Metzler; außerdem erstanden wir noch zwei große Rumpsteaks, damit wenigstens der Abend ein Festessen würde. Dann kam die Reifenpanne, und wir mußten befürchten, stundenlang ausgerechnet in Wesselburen festzusitzen – es ging aber ganz schnell. Gottseidank war uns das hundert Meter vor einer Tankstelle mit einem sehr netten und tüchtigen Tankwart passiert.

Eine Stimmung voller tapferer Aufschwünge, ständig bedroht durch nur befürchtete oder tatsächliche Reinfälle. Hauptbedrohung und -hindernis war immer wieder der Rollstuhl.

Die Hebbelmonographie studierte ich dann abends im Bett; zu Storm konnte ich mich nicht entschließen. Und Sonja las immer noch ihren 800-Seiten-Fontane.

Dann waren wir noch in England. Wenn man von Husum aus über einen Damm fährt, kommt man direkt nach England. So heißt das erste Dörfchen auf dieser Hallig oder was es nun ist.

All diese grellen Christusbilder in Seebüll. Und die endlose schmale Holzterappe, und der unter den Gummireifen quietschende Fußboden. Es hielt uns nicht lange da, das Klo war auch irgendwie so unzugänglich.

Schön war Friedrichstadt mit den alten bunten Bürgerhausfassaden und dem Fluß mit knarrender Holzbrücke und Trauerweiden. Und der endlos weite Himmel von Dithmarschen – ein Himmel, wie ich ihn vorher noch nie gesehen hatte.

Sonst sind alle meine Erinnerungen an diese Zeit seltsam verblaßt. Wie war Sonja damals? Jedenfalls trank sie nicht und randalierte nicht gegen mich. Sie war nicht eigensinnig und nicht gemein. Wir waren nur beide ziemlich depressiv und enttäuscht, meinten aber, es läge an Büsum, Hebbel und Dithmarschen. Über die Enttäuschung, daß wir im Bett gar nichts mehr voneinander wollten, haben wir nicht gesprochen. Dann hat Sonja noch ihr Bett schmutzig gemacht, mit Blut oder Urin. Es war nicht wieder rauszukriegen, und wir haben die Matratze umgedreht. Es war uns entsetzlich peinlich, den großzügigen Gastgebern gegenüber. Ich identifizierte mich immer mit Sonja, und statt sie tatkräftig zu trösten, hatte ich wohl so ein Gefühl, als ob *ich* ins Bett gemacht hätte. Das war leider immer so. Sicher, ich habe Sonja viel geholfen gerade auch in solchen Situationen der letzten Peinlichkeiten und Erniedrigungen, aber ich war nie souverän genug, weil ich mich zu stark identifiziert hatte.

Was haben wir abends gemacht? Getrunken, gespielt, miteinander geredet? Ich erinnere mich an gemeinsames Kochen, Spülen, Aufräumen, und ich sehe mich da am Arbeitstisch sitzen und all diese blöden Zeitungen durcharbeiten, ständig bemüht, mich fortzubilden, meinen Horizont zu erweitern. Kaum je habe ich Sonja von dem erzählt, was ich las. Es kam ja jede Woche eine neue »Zeit« und eine neue »Welt der Literatur«, und ich war immer stark im Verzuge. Und ich sehe Sonja auf dem Sofa sitzen mit dem gräßlichen Fontane. Sie las dann aber auch noch »Die Poggenpuhls« und war nach dem Trockenfontane so begeistert davon, daß sie mich ansteckte und ich den kleinen Roman auch las.

Irgendwann begann ich auch damit, sie »Mausi« zu nennen, dann »alte Mausi« und schließlich »uralte Mausi«. »Altes Altertum« war auch noch so eine liebevolle Anrede. Wir mußten immer wieder darüber lachen, vor allem über die »alte« und »uralte Mausi«, und diese Namen haben wir auch für einander beibehal-